

Uwe Altrock

Das Ende der Angebotsplanung? Instrumente der Planung im Wandel

URN: urn:nbn:de:0156-3854021



CC-Lizenz: BY-NC-ND 3.0 Deutschland

S. 15 bis 32

Aus:

Patrick Küpper, Meike Levin-Keitel, Friederike Maus, Peter Müller, Sara Reimann, Martin Sondermann, Katja Stock, Timm Wiegand (Hrsg.)

Raumentwicklung 3.0 – Gemeinsam die Zukunft der räumlichen Planung gestalten

15. Junges Forum der ARL
6. bis 8. Juni 2012 in Hannover

Arbeitsberichte der ARL 8

Hannover 2014

Uwe Altrock

Das Ende der Angebotsplanung? Instrumente der Planung im Wandel

Gliederung

- 1 Einführung
- 2 Planerische Innovationen im Zeichen der Schrumpfung
 - 2.1 Beispiel 1: Forster Tuch
 - 2.2 Beispiel 2: DRIVE THRU Gallery Aschersleben
 - 2.3 Beispiel 3: Lesezeichen Salbke
 - 2.4 Interventionen und performative Planungsansätze
- 3 Eine „performative Wende“?
 - 3.1 Die Rolle performativer Ansätze in schrumpfenden Städten
 - 3.2 Eine theoretische Einordnung
- 4 Herausforderungen im Umgang mit performativen Ansätzen
 - 4.1 Performative Planung und die Frage einer nachhaltigen Verbesserung der Gestaltqualität
 - 4.2 Kurzfristige und langfristige Ausrichtung performativer Erkenntnisprozesse
 - 4.3 Performative Ansätze als kreative Weiterentwicklung von Planungsprozessen und als Entscheidungsproblem
 - 4.4 Die Institutionalisierung performativer Planungsansätze im Planungssystem
- 5 Instrumenteller Wandel und die Rolle der Angebotsplanung
- 6 Fazit

Literatur

Kurzfassung

Dieser Beitrag stellt die heute zu beobachtenden Veränderungen der Planungspraxis insbesondere in schrumpfenden Städten in einen theoretischen Zusammenhang mit der Debatte um die Veränderungen im Planungsverständnis. Dabei soll deutlich gemacht werden, warum und inwieweit auf aktuelle Herausforderungen der Stadtentwicklung teilweise mit anderen Instrumenten als dem klassischen Instrumentarium der Angebotsplanung eingegangen wird, das in Zeiten städtischer Schrumpfung nur noch eingeschränkt greift. Der Autor argumentiert, dass dies stark mit den gewandelten Aufgabefeldern der räumlichen Planung und der Stadt- und Regionalentwicklung zusammenhängt. In diesem Zusammenhang als performativ bezeichnete Ansätze ergänzen das vorhandene Repertoire der Planung und werden insbesondere dazu genutzt, Handlungs-

spielräume für eine Veränderung räumlicher Nutzungsmuster durch experimentelle Arrangements zwischen Kunst, Beteiligung und kollektiver Selbstreflexion auszuloten.

Schlüsselwörter

Performative Planung – Planungsverständnis – Planungsinstrumente – Beteiligungsverfahren – schrumpfende Städte

The End of Supply Planning? Planning instruments in Transition

Abstract

This paper contextualizes current trends in planning practice especially in shrinking cities. It interprets them in a line of thought focusing on long-term changes in the self-conception of urban planning. The author demonstrates how and why new approaches in planning called performative planning come up in an environment of challenges for urban development. Traditional instruments of planning once tailored to effectively offer development options for non-state actors are no longer worthwhile due to a lack of dynamics in shrinking cities. Performative planning approaches understood as experimental settings between performative arts, participation and collective self-reflection on urban development issues complement traditional instruments in that they fathom the potential for new spatial practices and thereby contribute to a new understanding of the framework condition of possible planning processes.

Keywords

Performative planning approaches – self-conception of planning – planning instruments – participation – shrinking cities

1 Einführung

Dieser Beitrag stellt zunächst die heute zu beobachtenden Veränderungen der Planungspraxis insbesondere in schrumpfenden Städten heraus. Dabei soll deutlich gemacht werden, warum und inwieweit auf aktuelle Herausforderungen der Stadtentwicklung teilweise mit anderen Instrumenten als dem klassischen Instrumentarium der Angebotsplanung eingegangen wird. Es wird deutlich werden, dass dies stark mit den gewandelten Aufgabenfeldern der räumlichen Planung und Stadt- und Regionalentwicklung zusammenhängt. Der Beitrag zeigt neue Ansätze der Planung auf, die gewissermaßen folgerichtig veränderte Akzente abseits des klassischen Instrumentariums der Angebotsplanung setzen, einem Instrumentarium, das sich in Deutschland im Wesentlichen im 20. Jahrhundert entwickelt hat, in Zeiten der Schrumpfung aber nicht mehr greift und die sich stellenden Probleme nur eingeschränkt zu lösen in der Lage ist. Diese Ansätze werden theoretisch eingeordnet und historisch kontextualisiert. Ziel des Beitrags ist es, ein besseres Verständnis für das derzeit zur Verfügung stehende komplexe Repertoire der Planung zu wecken und dafür zu werben, neben den angebotsplanerischen Ansätzen dieses Repertoire sinnfällig einzusetzen.

Schrumpfung wird in diesem Zusammenhang als ein komplexes demografisches und ökonomisches Phänomen verstanden. Für die Stadtentwicklung macht es sich dann besonders bemerkbar, wenn durch eine niedrige Wohnungsnachfrage dauerhafte und für den Wohnungsmarkt problematische Leerstände entstehen und die Spielräume für stadtentwicklungsplanerisches Handeln aufgrund eines angespannten Kommunalhaus-

halts und ausgesprochen geringer Investitionstätigkeit minimal sind. Auf diese Grundkonstellation, die häufig im Stadtumbau Ost vorzufinden ist, beziehen sich die folgenden Ausführungen.

2 Planerische Innovationen im Zeichen der Schrumpfung

An den bislang vorgestellten Vorbemerkungen ist bereits deutlich geworden, dass das Instrumentarium der Angebotsplanung, das sich in der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg, aufbauend auf Vorläuferinstrumenten, entfaltet hat, vor allem für Zeiten des Stadtwachstums passfähig ist (hierbei ist insbesondere die Bauleitplanung zu nennen; für eine eingehende Analyse der Veränderungen im Planungsverständnis im historischen Zusammenhang vgl. insbesondere Albers 1993, Selle 1995, Altrock 2005). In einem Schrumpfungsumfeld wird es zwar für die Steuerung von Einzelprojekten nach wie vor benötigt, doch läuft es mitunter leer und verliert gegenüber anderen Planungsansätzen an Gewicht. Letztere setzen dabei nicht selten auf eine Verknüpfung von künstlerischen und kommunikativen Ansätzen. Im Folgenden soll anhand einiger Beispiele gezeigt werden, in welchen Formen sich diese Verknüpfungen inzwischen vor allem im Stadtumbau etabliert haben.

2.1 Beispiel 1: Forster Tuch

Die heute an der polnischen Grenze gelegene Kleinstadt Forst war einst eine Hochburg der Tuchproduktion, aus der im Jahr 1926 jeder fünfte deutsche Anzug kam. Im Zweiten Weltkrieg erlitt Forst schwere Schäden und verlor sein Stadtzentrum weitgehend. Der Wiederaufbau erfolgte in Plattenbauweise. Die Abwanderung aus der Stadt und der einsetzende Stadtumbau brachten umfangreiche Abrisse und die Stadt entschied sich zur Niederlegung des Wohnkomplexes Am Markt 9–16 im unmittelbaren Stadtzentrum, um einen späteren städtebaulichen Neuanfang zu ermöglichen (vgl. <http://www.das-forstertuch.de>). Dieses Ereignis wurde genutzt, um sich intensiv mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Mithilfe eines Planungsbüros und einer Künstlergemeinschaft wurde die Idee des „Forster Tuchs“ geboren. Dafür konnten alle Forster nach ihren eigenen Vorstellungen Tücher von 1 m x 1 m gestalten. Die Tücher wurden auf den Abrissflächen für einige Wochen auf dort aufgestellten riesigen Würfeln zusammengeheftet (vgl. Abb. 1). Etwa 1.000 Tücher sind zusammengekommen und an ihrer Herstellung hatten sich mehrere Tausend der etwas über 20.000 Einwohner beteiligt, ein Anteil, der wohl mit kaum einem anderen Beteiligungsansatz in der Planung je erreicht werden konnte. Das Kunstprojekt hat darüber hinaus einen substanziellen Beitrag zur Verbesserung des städtischen Lebens geleistet. Es wirkte als Katalysator für zahlreiche Aktivitäten, die entweder dazu dienten, das Ereignis überhaupt möglich zu machen, oder die aus dem damit verbundenen Kommunikationsprozess heraus entstanden. Die Ergebnisse sind beeindruckend, auch wenn sich die physische Struktur der Stadt nicht dauerhaft verändert hat. Mehr als 140 Zeitungsartikel berichteten über das Projekt in der vergleichsweise kleinen Stadt. Vielfältige Aktivitäten und Kontakte sind teilweise durch das „Forster Tuch“ inspiriert worden.

Abb. 1: Das Forster Tuch – Präsentation von zusammengefügten Tüchern auf Abrissflächen im Stadtzentrum (August 2004)



Quelle: http://www.das-forster-tuch.de/components/com_ponygallery/img_pictures/originals/017_14a_4_20080105_2020371163.jpg (letzter Zugriff am 19.10.2012)

2.2 Beispiel 2: DRIVE THRU Gallery Aschersleben

Der Altstadttring von Aschersleben ist von einem Gürtel von Häusern aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert und großen ehemaligen Produktionsgebäuden geprägt. Er umfasst als viel befahrene, aber sehr enge Ringstraße dort etwa drei Viertel der Altstadtfläche. Mit dem dramatisch gestiegenen Autoverkehr in den 1990er Jahren und der allmählich einsetzenden Abwanderung aus Aschersleben stiegen hier die Leerstandszahlen auf etwa 40% an (<http://www.aschersleben.de/cms/hs/unsere-stadt/stadtentwicklung/iba-stadtumbau-2010/drive-thru-gallery>). Im Rahmen des Stadtumbaus entwickelte ein Berliner Team aus Architekten, Designern und Performance-Künstlern eine umfassende Strategie. Das spektakulärste und interessanteste Projekt ist die DRIVE THRU Gallery an der westlichen Ringstraße (vgl. etwa die Darstellungen in Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt 2010). Ihr historischer „Korridor“-Charakter sollte auch nach Abriss mehrerer Gebäude aus gestalterischen Gründen und als Puffer gegenüber den ruhigen und gemütlichen Innenhöfen beibehalten werden. Zu diesem Zweck entstand eine Stahlstruktur in den Baulücken. Sie dient als Pergola für Pflanzen und als Träger für große Leinwände. Diese wurden zunächst von lokalen Künstlern bemalt und verziert, später für Ausstellungen genutzt (vgl. Abb. 2). Einige leere Flächen werden inzwischen als Parkplätze genutzt. Man könnte sich über das Potemkinsche des Kunstprojekts lustig machen. Indem es jedoch zeigte, dass Beteiligung sich lohnt und Veränderungen auslösen kann, hat es aber in der Bevölkerung überhaupt erst ein Bewusstsein für die Bedeutung der Stadtumbauprozesse geschaffen.

Abb. 2: Ausstellungstafel im Rahmen des Projekts DRIVE THRU Gallery Aschersleben



Quelle: Doreen Ritzau, http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Drive-Thru-Gallery_in_Aschersleben.jpg (letzter Zugriff am 19.10.2012)

2.3 Beispiel 3: Lesezeichen Salbke

Die ehemalige Dorflage Salbke im südlichen Magdeburg hat nach der Wiedervereinigung im Zuge von massiven Arbeitsplatzverlusten benachbarter Industriebetriebe einen dramatischen Niedergang erlebt. Der Dorfplatz war von leer stehenden Läden und unsanierten, vielfach ebenfalls leer stehenden Häusern geprägt. Der Stadtteil wirkte zusehends verödet (vgl. BMVBS 2010). Auf einer ungepflegten Brachfläche wurde zur Belebung des Orts anknüpfend an eine frühere Bibliotheksnutzung mit bürgerschaftlichem Engagement eine Freiluftbibliothek als temporäres Bauwerk aus Bierkästen eingerichtet. Mit zahlreichen Bücherspenden konnte eine „Bürgerbibliothek“ in einem benachbarten Haus eingerichtet werden. Im Rahmen eines ExWoSt-Modellprojekts konnte dann nach einem Entwurf des Leipziger Büros Karo Architekten unter expliziter Bezugnahme auf die Idee der Sozialen Plastik eine dauerhafte Freiluftbibliothek mit Veranstaltungsbühne und Vitrinen eingerichtet werden, in denen die Bewohner nach Lust und Laune Bücher ausleihen und wiederbringen sollen. Interessanterweise wurden hierfür Fassadenteile des parallel im Rahmen des Programms „Stadtumbaus West“ abgerissenen Horten-Kaufhauses in Hamm recycelt. Das Bauwerk hat international Furore gemacht und akzentuiert den vorher beinahe ausgestorben wirkenden Bereich gestalterisch wie durch seine Nutzungsangebote und Veranstaltungen (vgl. Abb. 3). Angesichts der geringen Vitalität des Ortskerns erschien diese Intervention als eine Option der Aufwertung und Nutzungsintensivierung, die durch konventionelle Ladennutzung oder öffentliche Infrastruktur nicht möglich gewesen wäre. Sie führte zu einer Mobilisierung und Beteiligung der örtlichen Bevölkerung, die sowohl den Aufbau als auch den Betrieb der Bibliothek durch ihr Engagement unterstützte.

Abb. 3: Lesezeichen Salbke



Quelle: Karo Architekten

2.4 Interventionen und performative Planungsansätze

Über die bisher erläuterten Beispiele hinaus lässt sich eine Vielzahl weiterer Projekte, vor allem im Zusammenhang mit schrumpfenden Städten und insbesondere dem Städtebauförderprogramm „Stadtumbau Ost“, beobachten, die in ähnlicher Weise wie die geschilderten Beispiele „funktionieren“. Sie akzentuieren vor allem Umbauprozesse, in denen vergleichsweise große Unsicherheit im Hinblick auf zukünftige Entwicklungsrichtungen besteht und in denen mangels Entwicklungsdruck auf die vorhandenen Flächen Freiräume für neue, experimentelle Nutzungsformen entstehen. Bisweilen werden sie als „Interventionen“ bezeichnet, um deutlich zu machen, dass sie über konventionelle planerische Zugänge der Raumbeeinflussung hinausgehen – in den Beispielen in einem Übergangsbereich zwischen Planung und Kunst.

Interventionen übernehmen eine breite Vielfalt von Funktionen und setzen auf unterschiedliche, häufig experimentelle Zugänge zu einer Hinterfragung traditioneller Funktionen des Stadtraums, die bisweilen mit künstlerischen Mitteln zum Nachdenken anregen. Dazu können etwa gezählt werden:

- Installationen als „Umcodierung“ von Räumen mit Stadtentwicklungsaussage: Durch sie wird versucht, Bedeutungen von Orten zu verfremden und damit auf bestimmte stadtentwicklungspolitische Zusammenhänge aufmerksam zu machen. Ein Beispiel ist die „Licht-Aus-Aktion“ in der Köthener Ludwigstraße, im Rahmen derer durch eine besondere Beleuchtung auf abrisssbedrohte Häuser hingewiesen wurde. Die Debatte im Nachgang führte zum Erhalt einiger dieser Häuser (vgl. Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt 2010, Trapp 2012).
- Experimentelle Nutzungsarrangements: Hierzu kann das „Lesezeichen Salbke“ gezählt werden. Sie spielen mit den Möglichkeiten, vor Ort zumindest temporär neue Nutzungsmöglichkeiten auszuloten.

- Künstlerische Inszenierung stadtentwicklungspolitischer Schlüsselereignisse: Hierbei handelt es sich um Fälle wie das „Forster Tuch“.
- Künstlerisches Handeln als stadtentwicklungsbezogene Ausdrucksform: Hiervon könnte man sprechen, wenn im Stadtraum untergebrachte Kunstwerke explizit auf Stadtentwicklungsfragen aufmerksam machen. Im Mittelpunkt steht also nicht der Anlass wie bei den Schlüsselereignissen oder die Umcodierung als besondere Aktion, sondern die Bezugnahme eines Kunstwerks auf seine Umgebung, die von längerer Dauer sein kann und in ihrem appellativen Charakter nachvollzogen werden kann, auch ohne dass der Betrachter in der Interpretation von Kunstwerken geschult ist. Im weiteren Sinn kann hierzu auch die „DRIVE THRU Gallery“ gezählt werden, auch wenn sie über die Stadtentwicklungsbezüge hinaus andere Funktionen der Kunstpräsentation übernimmt.
- Raumbezogene Spiele: Unterschiedliche Aktions-Spiele in größeren Gruppen thematisieren städtische Nutzungsmuster oder besondere Orte in der Stadt. Zu der diesbezüglichen Szene gehören Aktivisten wie etwa Invisible Playground aus Berlin, Hide and Seek in London und viele andere (vgl. etwa <http://www.ludocity.org>).
- „Urbanismus“ als explorative Kommunikationsform: In diesem Zusammenhang sind Aktivitäten zu nennen, im Rahmen derer in Lesungen, Veranstaltungen, Texten, Reportagen u. a. bestimmte städtische Lebensformen in einer Form zum Gegenstand gemacht werden, die sich mit nüchternen Bestandsanalysen im Rahmen konventioneller Planungsverfahren so nicht prägnant herausarbeiten lässt und die neue Perspektiven auf die Möglichkeiten der Raumproduktion wirft. Beispielhaft sind hier die Aktivitäten des Netzwerks urbanophil in Berlin oder der Beitrag der Stadt Leipzig zum Forschungsverbund Stadt2030 (Lütke Daldrup/Doehler-Behzadi 2004, vgl. auch Altrock/Huning/Peters 2006) zu nennen.

Diese Interventionen zeichnen sich – teilweise im Gegensatz zu hergebrachten Planungsansätzen – häufig durch ein gestalterisch-ästhetisch-künstlerisches Profil aus, das sie von der traditionellen Kunst einerseits und den planerischen Beteiligungsformen bis hin zu weit reichenden Ansätzen einer eigenständigen zivilgesellschaftlichen Raumnutzung und Raumproduktion andererseits deutlich unterscheidet (vgl. auch Lewitzky 2005, Schild 2005, Willinger 2005, Doderer 2008, Trapp 2012). Dabei setzen sie häufig auf eine Aktivierung von Nichtfachleuten, die in temporäre Aktionen einbezogen werden, mitunter ohne ein von vornherein klar definiertes planerisches Ziel. Vielfach äußert sich diese Mobilisierung „performativ“, d. h. es geht bei den Interventionen oft eher darum, im öffentlichen Raum zum Nachdenken anzuregen, indem eine Aktion, eine Installation, eine gemeinsame Form von Bespielung und Erkundung des Raums stattfindet, die Möglichkeiten einer künftigen Nutzung oder einer Neuinterpretation durch die jeweilige Aktion auslotet und somit über den derzeitigen Zustand des Raums reflektiert. Dabei mag offen bleiben, inwiefern für die Initiatoren der jeweiligen Aktion die Reflexion im Mittelpunkt steht oder ob sie nicht vielmehr vorwiegend an einer Selbstinszenierung interessiert sind. Ihre Interpretationsangebote werden im Erfolgsfall von Rezipienten aufgegriffen und stimulieren so die Auseinandersetzung über die jeweiligen Räume bzw. die Konstitution neuer Sichtweisen auf sie.

Für die genannten Phänomene einer „performativen“ Planung gibt es Wurzeln in Kunsttheorie und Kunstbetrieb einerseits sowie in der Planungstheorie andererseits. Sie machen deutlich, dass wir heute nicht „bei null“ anfangen, wenn wir performative Planungsansätze kreativ einsetzen wollen. In der Kunst finden wir den Ursprung in der Idee der „sozialen Plastik“ bei Joseph Beuys. Sie hat der Kunst gänzlich neue Betätigungsfel-

der, Praktiken und gesellschaftliche Rollen erschlossen. Kunst ist hiernach in den gesellschaftlichen Alltag eingebettet und eng mit ihm verschränkt. Sie wird gemeinsam von Künstlern und Bürgern – als Produzenten wie Rezipienten – hergestellt, gelebt, geformt und weiterentwickelt. Kunst kann in diesem Sinne auch eine eminent politische Bedeutung zukommen, indem sie direkt auf gesellschaftliche Missstände aufmerksam macht und massenwirksam an Lösungsmöglichkeiten zu arbeiten beginnt, sich also stark „einemischt“. Das Beispiel der „7000 Eichen“ der documenta 7 aus dem Jahr 1982 macht dies vielleicht immer noch am besten deutlich. Beuys ließ damals 7000 Basaltsäulen auf den Friedrichsplatz in Kassel kippen. Sein Ziel war es, im damals nur begrenzt attraktiven öffentlichen Raum der Stadt 7000 Eichen zu pflanzen, und mit jedem gepflanzten Baum eine der Basaltsäulen an den Fuß des neu gesetzten Baums zu versetzen. Auf diese Weise wurde dank vieler Spender und Unterstützer über die Jahre der Steinhaufen kleiner und die Stadt mit einem riesigen Pflanzprogramm aufgewertet. Eine gewissermaßen in den Stadtraum eingeschriebene, aber als solche unsichtbare Skulptur ist entstanden. Bis heute machen die Basaltsteine an den Stämmen der Bäume deutlich, welche von ihnen im Rahmen der fünf Jahre währenden Aktion gepflanzt wurden, und ihr symbolischer Wert ist heute so hoch, dass sich öffentlicher Widerstand erhebt, falls einer dieser Bäume gefällt oder versetzt werden muss. Das Kunstwerk wird heute von der gesamten Stadtgesellschaft getragen und gepflegt (vgl. die ausführlichen Darstellungen auf <http://www.7000eichen.de>).

Auch in der Planungstheorie und Planungspraxis haben sich verwandte Ansätze bereits vor längerer Zeit herausgebildet. Bis heute vermutlich am deutlichsten sind sie spürbar in den Projekten der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park, die in den nordrhein-westfälischen „Regionalen“, den Festivals der Kulturhauptstadt 2010, dem Industriellen Gartenreich um Dessau und Wörlitz und nicht zuletzt in der IBA Fürst-Pückler-Land ein vielstimmiges Echo gefunden haben. Sie prägen insbesondere die Ästhetik des Umgangs mit dem allmählichen Verfall von Zeugnissen der Industriekultur. Identitätsprägend und Orientierung gebend zugleich wirkt dieser Ansatz etwa in den Kunstwerken auf den Halden im Ruhrgebiet, die die geschundene Landschaft ausgehend von dem allseits bekannten Tetraeder Bottrop mit einem feinsinnigen und anmutigen Netz von Merkzeichen überziehen. Noch spektakulärer ist zweifellos die Inszenierung des ehemaligen Stahlwerks im Landschaftspark Duisburg-Nord, die durch ihre Lichtinstallationen von sich reden gemacht hat. Sie ist inzwischen eine wichtige Sehenswürdigkeit und wurde zum Vorbild für Inszenierungen bis hin zum Welterbe Völklinger Hütte. Hier entfaltet die künstlerische Überformung eines an sich nutzlosen und sperrigen baulichen Rests aus einer längst untergegangenen Zeit neben ihrer identitätsstiftenden kulturellen Funktion auch eine immanent touristische Wirkung (Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und industrielle Landschaft der Technischen Universität München 2009).

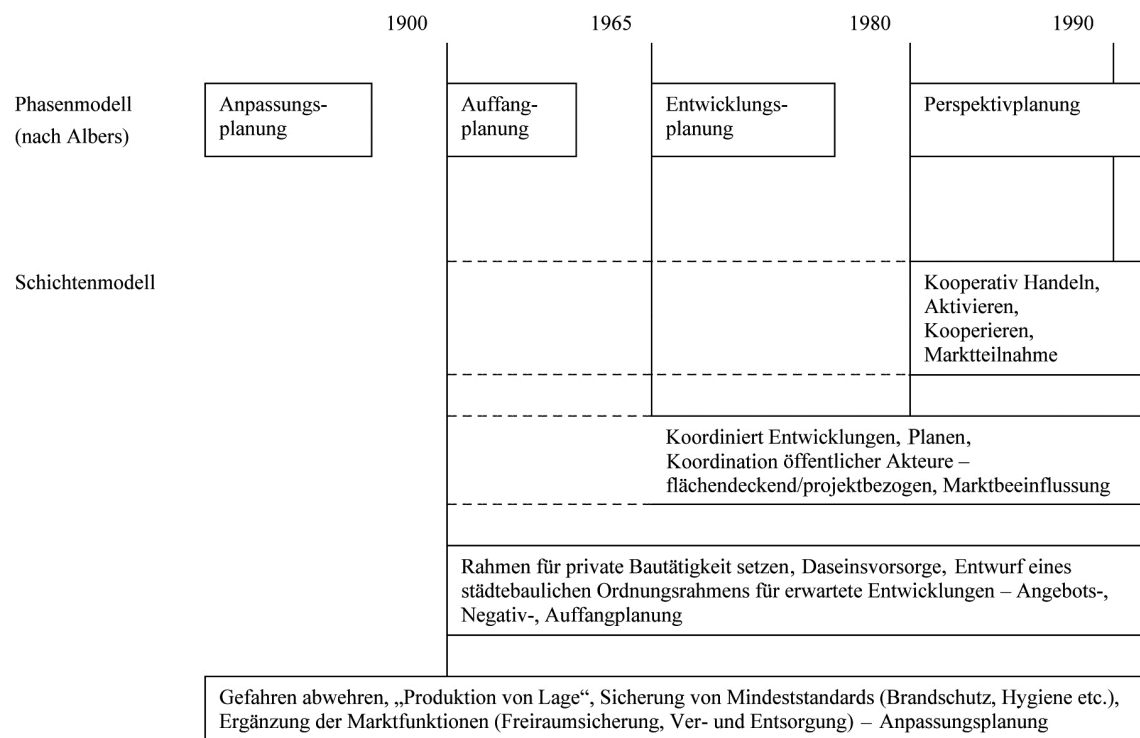
3 Eine „performative Wende“?

3.1 Die Rolle performativer Ansätze in schrumpfenden Städten

Bei einer Einordnung derartiger performativer Ansätze in längerfristige Trends der Planungskultur und des Planungsverständnisses ist in Erinnerung zu rufen, welchem Wandel die Planung in den letzten Jahrzehnten unterlegen ist. Bis heute wird dazu meist auf ein Schaubild von Klaus Selle zurückgegriffen (vgl. Abb. 4), das in einer Auseinandersetzung mit Arbeiten von Gerd Albers entstanden ist. Selle zeigt auf, dass die Planung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer komplexer geworden ist. Sie war einst beschränkt auf die polizeiliche Gewährleistung von Sicherheit und Ordnung durch Fluchtlinien, Brand-

wände und andere feuerpolizeiliche Vorschriften. Im 20. Jahrhundert hat sie durch Übernahme wohnungspolitischer Aufgaben, die Herstellung von Infrastruktur, Versuche einer integrierten Stadtentwicklungsplanung und die Herausbildung der behutsamen Stadterneuerung ihr heute immer noch gültiges Repertoire der Angebotsplanung entfaltet. Die bedeutendste Veränderung in diesem längeren zeitlichen Zusammenhang war jedoch die „kommunikative Wende“. Auf der instrumentellen Ebene verbindet sich mit ihr die Entwicklung von Beteiligungsverfahren, auf der planungskulturellen Ebene der Glaube an die Segnungen kooperativen Handelns (vgl. etwa Bischoff/Selle/Sinning 1995, Healey 1997).

Abb. 4: Phasenmodell nach Albers und Schichtenmodell nach Selle



Quelle: textgleich mit der Abbildung in Selle (1995: 240)

Wer sich mit dem Stadtumbau in schrumpfenden Städten und anderen aktuellen Entwicklungen ein wenig beschäftigt hat, weiß jedoch, dass das Planungs Handeln keineswegs eindeutig von der postulierten „kommunikativen Wende“ gekennzeichnet ist. Zu viel Beteiligung und Kooperation erschien einigen öffentlichen Akteuren im Stadtumbau problematisch, weil sie in schwierigen Zeiten nicht immer gleich preisgeben wollten, welche Gebäude in den nächsten Jahren abgerissen werden sollten. Sie befürchteten durch diese Offenheit das Aufkommen von Widerständen und eine beschleunigte Abwanderung aus den betroffenen Quartieren. Von Leerstand betroffene Wohnungsgesellschaften profitieren teilweise, wenn sie im Stadtumbau nicht mit der Stadt kooperieren. Erfolge Abrisse bei anderen, kooperationswilligen Unternehmen, besteht die Hoffnung, deren „Restmieter“ zur Reduzierung eigener Leerstände bei sich aufnehmen zu können. Und Bewohner sehen teilweise keinen Anreiz, sich an der Vorbereitung von Rückbaumaßnahmen in schrumpfenden Städten zu beteiligen und damit ihre eigene Wohnumgebung durch beschleunigte Abrisse weiter zu entwerten. Doch selbst in wachsenden Städten kommt es immer wieder vor, dass Beteiligung und Kooperation missachtet wer-

den oder auch wichtige Projekte blockieren. Der Fall Stuttgart 21 zeigt, dass sowohl von Bürgern wie von Planern immer wieder sehr genau abgewogen wird, wie viel Beteiligung und Kooperation sich lohnt.

Die heutige Planungsrealität gerade in schrumpfenden Städten kann also mit dem Verweis auf die „kommunikative Wende“ allein nicht zutreffend beschrieben werden, auch wenn dies in der planungswissenschaftlichen Debatte manchmal so scheinen mag. Welchen Stellenwert haben nun die oben dargestellten Planungsbeispiele? Weisen sie in eine andere Richtung? Dies scheint der Fall zu sein, denn hier handelt es sich um planerische Happenings, kreative kleine Festivals, künstlerische Aktionen, die Planungsverfahren begleiten. Sie stellen etwas völlig anderes dar als Erörterungsveranstaltungen, Moderationsverfahren, Planungsworkshops und ähnliche Methoden, die mit der „kommunikativen Wende“ verbunden werden. Und sie erfüllen auch eine ganz andere Funktion. Sie dienen eben nicht vorrangig dazu, Konflikte aufzulösen. Vielmehr können sie mit ihren kreativen Ideen zu Motoren der Stadtentwicklung werden, wo vorher Perspektivlosigkeit herrschte. Sie erkunden neue Formen der Raumnutzung, der baulich-landschaftlichen Veränderung, manchmal erst einmal auf Zeit, wo konventionelle Planungsansätze zu versagen scheinen, nicht finanzierbar sind oder einfach die Tragfähigkeit für die von ihnen vorgeschlagenen Nutzungsformen fehlt.

Wenn man so will, deuten diese Praktiken mithin eine „performative Wende“ an – ob sie zu mehr taugt als zu einer veränderten planungstheoretischen Sicht auf das Instrumentarium der Planungspraxis, muss sich allerdings erst noch erweisen. Eine aktive Verschmelzung kommunikativer und performativer Praktiken kann zu einer umfassenderen und vielleicht produktiveren Art der Problemlösung beitragen. Dabei sind die performativen Praktiken Beteiligungsverfahren vorgelagert oder leiten sie überhaupt erst ein. Sie verbessern durch die von ihnen aufgezeigten Perspektiven das kommunikative Umfeld der Planung. „Performative Planung“ kann das Vertrauen in die Problemlösungskapazität von Stadterneuerungs- oder Stadtumbauprozessen verbessern und Anreize für eine Beteiligung erst schaffen. In einem schwierigen Planungsumfeld kann dies zu einem ausschlaggebenden Erfolgsmoment werden.

3.2 Eine theoretische Einordnung

Die Weiterung der Planungspraxis um performative Elemente stellt ein wesentliches Moment der Baukultur in Zeiten der Schrumpfung dar. Ihre Entstehung ist mehr als einem zufälligen Zusammentreffen von Berliner Künstlern und ostdeutschen Brachflächen zu verdanken, wie dies in den vorgestellten Beispielen der Fall war. Die performative Wende ist Ausdruck eines über die gesamte Planungsgeschichte beobachtbaren Phänomens, das viel zu wenig gewürdigt wird und über dessen Wirken Planer sich klar werden müssen, wenn sie die Chancen bestimmter hegemonialer oder zumindest auf weit verbreitete Zustimmung in der Profession stützende Leitbilder realistisch einschätzen wollen.

Dabei zeigt sich, dass Spielräume für generelle Planungsstrategien und Leitbilder im Lauf der Zeit sehr stark von den planerischen Aufgaben und Problemen bestimmt werden. So ist es wohl kein Zufall, dass das „rationale Planungsmodell“ aus der Mitte des 20. Jahrhunderts gut zu den großen Stadterweiterungsvorhaben der 1960er und 1970er Jahre passte. Die Infragestellung des rationalen Planungsmodells durch die „kommunikative Wende“ war nicht zuletzt dem Bedeutungsgewinn einer Erneuerung komplexer innerstädtischer Nachbarschaften geschuldet. Nur durch kommunikative Ansätze, so schien es, konnten die vielschichtigen Interessen der sich gegen Abriss und Vertreibung weh-

renden Anwohner angemessen berücksichtigt werden. Die „kommunikative Wende“ hat somit viel mit den zu einem bestimmten Zeitpunkt vorherrschenden planerischen Aufgaben zu tun, die im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts verbreitet auftraten.

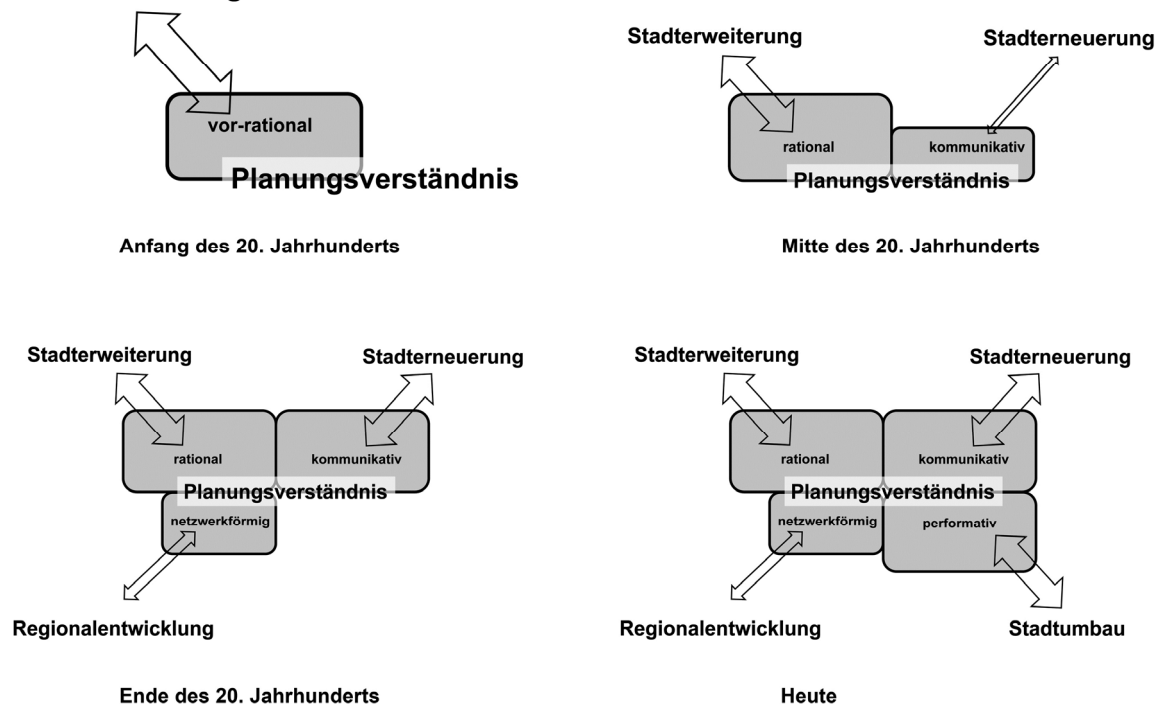
Die dargestellten performativen Ansätze können mit dieser kommunikativen Wende nicht mehr hinreichend erklärt werden. Natürlich heißt das nicht, dass kommunikatives Handeln in der Planung nicht mehr stattfindet. Aber ein konventioneller Kommunikationsprozess, sei es ein moderierter Leitbildprozess oder ein Beteiligungsverfahren für einen Flächennutzungsplan, kann in einer schrumpfenden Stadt leicht scheitern, weil das gemeinsame Vertrauen in die Problemlösungskapazität der Gemeinschaft gering ist. Auch eingespielte Routinen und die Anwendung „rationaler Planungsverfahren“ sind heute nicht überflüssig – aber ihre Wirksamkeit ist auf damit lösbare konventionelle Planungsaufgaben beschränkt. Performatives Handeln kann hierbei mehr als ein kurzlebiges Event sein: Es mobilisiert Kreativität und stößt innovative Lösungen an, die vielleicht anders nicht gefunden würden. Erst mit der Hilfe dieser Formen des Handelns wird vor Ort eine mobilisierbare Grundlage gelegt, auf der Entwicklungen stattfinden und auf der ein Kommunikationsprozess aufbauen kann.

Das folgende Schaubild (vgl. Abb. 5) versucht für unterschiedliche Epochen deutlich zu machen, wie die von Klaus Selle beschriebene Überlappung und Koexistenz verschiedener Planungsansätze verstanden, eingeordnet und fortgeschrieben werden kann. Es stellt die zentralen Planungsaufgaben in einen verallgemeinerten Zusammenhang mit den entsprechenden Leitbildern. Während der Stadterweiterung an der Peripherie in der Mitte des 20. Jahrhunderts dominierte das rationale Planungsmodell. Das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts war die Zeit struktureller Veränderungen – ein komplizierter Weg von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft. Teile der Städte wurden umgebaut und neu strukturiert, wobei – zumindest in der Auseinandersetzung mit dem Bestand – das kommunikative Planungsmodell eine immer stärkere Rolle spielte (man beachte das Aufkommen von Beteiligungsverfahren bis hin zu Beiräten oder Empowermentverfahren in der Stadterneuerung, für die Einbettung in die längerfristige Entwicklung vgl. Selle 1995). Seit der Jahrtausendwende sind die Probleme stagnierender oder sogar schrumpfender Städte und der demografische Wandel als neue Herausforderung hinzugekommen. In schrumpfenden Städten fehlt es an Ressourcen, sodass neue kreative performative Wege in der Planung beschritten werden. Für die Regionalentwicklung spielt das hierarchiefreie Nebeneinander vieler Kommunen eine große Rolle, sodass hier eher netzwerkartige Verständigungsformen gewählt werden. Und in der City-Entwicklung üben nicht selten mit voller Unterstützung der Stadtpolitik eher klandestine Bündnisse zwischen privaten Unternehmen und politischen Amtsträgern eine besondere Macht aus.

Planung wird also durch die Art langfristiger Entwicklungsprobleme beeinflusst, die auf typische Weise angegangen werden. Beide werden aufeinander bezogen und „passen“ im Normalfall zueinander. Wenn Planung als solche nicht mehr in der Lage ist, die vorherrschenden Probleme zu lösen, verändert sich das Selbstverständnis von Planern durch explorative Ansätze schnell. Alle verschiedenen Planungskulturen werden durch die Planerausbildung und kollektive professionelle Erfahrungen, die mithilfe von Lernprozessen aus der Vergangenheit institutionalisiert worden sind, geprägt. Spezifische lokale Ausgangsbedingungen mögen das Gleichgewicht in Richtung eines spezifischen Planungsverständnisses verändern, das dann dominant wird, ohne dass die anderen Planungsverständnisse aufgegeben werden müssen. Sie bleiben vielmehr weiterhin „mobilisierbar“.

Abb. 5: Planungsverständnisse im Wandel in jeweiliger Abhängigkeit von den dominierenden Aufgabenfeldern der Stadt- und Regionalentwicklung

Stadterweiterung



Anmerkung: Die Abbildungen sind symbolisch zu verstehen – eine kleine „Blase“ soll eine sich entfaltende Bedeutung des jeweiligen Verständnisses andeuten, eine große ein ausgereiftes Verständnis der bezeichneten Art.

4 Herausforderungen im Umgang mit performativen Ansätzen

Der aufgezeigte Wandel des Planungsverständnisses im Zuge des Stadtumbaus legt eine vertiefte Auseinandersetzung mit performativen Ansätzen nahe. Sie werden uns weiter begleiten und vielfältige interessante Problemlösungsansätze beschieren. Selbstverständlich stellen sie kein Allheilmittel dar. Daher soll im Folgenden etwas genauer auf die Herausforderungen eingegangen werden, die mit ihrer Verbreitung einhergehen.

4.1 Performative Planung und die Frage einer nachhaltigen Verbesserung der Gestaltqualität

Happenings, Events, Zwischennutzungen: Der vergängliche Charakter performativer Ansätze bringt es mit sich, dass diese sich konventionellen Gestaltungsanforderungen entziehen können. Das gilt

- für die bodenständige und manchmal eher naive Gestaltung durch alltägliche Nutzer,
- für die grobschlächtige Minimalästhetik selbst gezimmerter Utensilien aus recycelten Materialien auf Zwischennutzungsflächen,
- für die robusten, aber nicht immer sehr ansehnlichen Flächen mit neuen Nutzungen,

- für die dem allmählichen Verfall von Relikten und einer vorläufigen Inbesitznahme innewohnende Tristesse
- oder auch für die Zementierung zufällig entstandener städtebaulicher Restflächen.

Die bereichernde Urbanität, die ästhetische Kraft der ephemeren Inszenierung, die provokative Konfrontation der Aktionskunst mit der behäbigen Konventionalität der „normalen“ Stadt, die Geburt neuer gestalterischer Wege und Zugänge aus den Freiräumen nicht kommodifizierter Räume – in ihnen allen liegen auch beeindruckende gestalterische Möglichkeiten. Sie können allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Abbröckeln baulicher Hinterlassenschaften und die Erosion städtischer Nutzungsdichte gestalterisch sehr unbefriedigend sein können.

Dem steht immerhin ein neues Verständnis von Gestaltung gegenüber. Performative Ansätze sollten so ausgestaltet werden, dass sie einen Beitrag dazu leisten, die Stadt und ihre Entwicklung neu „sehen zu lernen“. Mit geringfügigen Interventionen zur Umgestaltung aus dem vorgefundenen Bestand gestalterische Lösungen zu entwickeln – damit ist wie erwähnt bereits die neuere Industriekultur seit der IBA Emscher Park angetreten. Und schließlich wohnt auch dem Kultigen des Happenings die Möglichkeit zur Entdeckung neuer Nutzungsformen und Sichtweisen auf den vorgefundenen Bestand inne, wie etwa das Beispiel des „Hotels Halle-Neustadt“ deutlich macht, in dessen Rahmen ein größerer Plattenbau für einige Wochen anlässlich eines Kunst-Events in ein Hotel mit individuell gestalteten Räumen umgewandelt wurde (vgl. Apuzzo/Maier 2008, Trapp 2012, <http://www.hotel-neustadt.de>).

Die Herausforderung, trotz des ephemeren Charakters gestalterische Qualitäten nachhaltig zu sichern, bleibt allerdings als wichtige Planungsaufgabe bestehen. Es gilt, diese eng mit baulich-räumlichen Aufwertungsprozessen zu verknüpfen. Dabei muss eine Balance zwischen zweckfreier künstlerischer Aussage und Indienstnahme für Stadtentwicklungsprozesse ebenso gefunden werden wie eine harmonische Verknüpfung hoch- und breitenkünstlerischer Ansprüche.

4.2 Kurzfristige und langfristige Ausrichtung performativer Erkenntnisprozesse

Treffen neue Nutzer, die einen Ort bespielen möchten, auf eine alternde, vor Ort bereits seit langer Zeit ansässige Bevölkerung, die an der Erhaltung des Status Quo interessiert ist, kann die Durchsetzung innovativer Ideen schwierig werden. Künstler, die die Grenzen konventionellen Denkens sprengen, stoßen hier wie auch sonst bisweilen im Kunstbetrieb auf Unverständnis der möglichen Rezipienten, nur dass in der Stadt ein Ausweichen nicht so leicht möglich ist wie im Museum und daher Bewohnern ein anderer Grad von Rücksichtnahme gegenüber Künstlern abverlangt werden kann. Hier sind die öffentliche Hand, Quartiersmanagementinstitutionen oder lokale Vereine gefordert, einen Abgleich zwischen den verschiedenen Interessen vorzunehmen. Insbesondere sollten sie dafür werben, dass angesichts der Entwicklungsunsicherheiten in schrumpfenden Städten einem gewissen Maß an Experimentierfreude und sich möglicherweise erst langfristig auszahlenden Ideen ein hinreichender Freiraum gebührt. Dies ist inzwischen insbesondere von den Bürgermeistern in Aschersleben, Dessau, Leinefelde und anderen Städten erkannt worden. Das Risiko, das sich für die Stadtpolitik mit derartigen Aktivitäten verbindet, sollte allerdings frühzeitig mit in die Überlegungen einbezogen werden, damit Projekte nicht scheitern wie etwa die Vergabe von Freiflächen an Zwischennutzer

in Dietzenbach im Rahmen des Projekts „Definitiv unvollendet“. Sie wurde gestoppt, als dem Bürgermeister die Zahl der migrantischen Zwischennutzer zu groß wurde.

4.3 Performative Ansätze als kreative Weiterentwicklung von Planungsprozessen und als Entscheidungsproblem

Mit dem Einsatz performativer Ansätze verbindet sich also eine geschickte Weiterentwicklung und Ausgestaltung von Planungsprozessen. Dies führt zurück zu ihren wesentlichen Funktionen, für die die vorgestellten Beispiele standen. Ihr Einsatz bereitet den Boden für partizipative Prozesse, öffnet bei den potenziellen Beteiligten und Planungsadressaten die Augen für die Spielräume der Stadtentwicklung auch in Zeiten der Schrumpfung und sondiert diese experimentell. Damit ergänzen sie Planungs- und Politikprozesse vor allem an deren Anfang. Doch sie können auch an anderen Stellen des Prozesses genutzt werden, um einen neuen Umgang mit offenen Entwicklungen zu finden.

Selbst wenn man anerkennt, dass performative Ansätze einen wesentlichen Beitrag zur Stadtentwicklung leisten, kommt man nicht umhin, sie als planerisches Entscheidungs- und Entwurfsproblem aufzufassen. Dies zeigen schon die genannten Konflikte zwischen kurz- und langfristigen Ansprüchen an bestimmte Flächen. Inwiefern sollte hierbei die Entstehung und Verbreitung performativer Ansätze kanalisiert und reguliert werden? Beschneidet dies nicht die Entfaltung von Kreativität unnötig? Wer entscheidet über Alternativen zwischen unterschiedlichen Angeboten und Ideen? Was soll im Einzelfall höher gewichtet werden, die künstlerische Kraft des Projekts oder seine gesellschaftliche Mobilisierungswirkung? Wenn performative Projekte und Zwischennutzungen einer konventionellen Grundstücksverwertung im Wege stehen, wann sind sie als so wertvoll einzuschätzen, dass die öffentliche Hand sich auch gegen die gängigen Wege der Entwicklung entscheiden oder diesen eine Rücksichtnahme abverlangen sollte? Sind, mit anderen Worten, performative Ansätze immer nur Lückenbüßer, falls sich sonst niemand für die Nutzung bestimmter Flächen interessiert, und werden sie gerne dazu instrumentalisiert, Aufmerksamkeit auf das Potenzial bestimmter Orte zu lenken? Wie kann im Zweifelsfall kreatives Denken überhaupt erzeugt werden? Diese Fragen sind nicht ohne Kenntnis des Einzelfalls zu beantworten. Nichtsdestoweniger kann sich die Stadtentwicklung auf derartige Entscheidungssituationen vorbereiten.

4.4 Die Institutionalisierung performativer Planungsansätze im Planungssystem

Wenn positive Wirkungen von performativen Ansätzen ausgehen, stellt sich auch die Frage, ob sich diese institutionalisieren oder verstetigen lassen. Hier ist Vorsicht geboten. Auf der einen Seite zeigen die Anstoßwirkungen der Kunstförderung wie etwa der Bundeskulturstiftung, dass die Verbreitung deutlich unterstützt werden kann. Erfahrungen zeigen, dass die von unmittelbaren Verwertungszwängen freie Projekt- und Subjektförderung eine produktive Szene stabilisieren kann. Ein Beispiel ist die Ethno-Musik-Szene in Paris, deren Reichtum nicht zuletzt auf die öffentliche Kunstförderung zurückgeht. Doch ist fraglich, ob die Finanzierung von alternativen Großereignissen diese langfristigen Stabilisierungseffekte nach sich ziehen kann.

Auf der anderen Seite lassen sich nur sehr zögerlich eigenständige performative Aktivitäten auch unabhängig von öffentlicher Finanzierung und Steuerung beobachten, die vor allem von Studierenden getragen werden und beispielsweise den Abriss von Plattenbauten künstlerisch bespielen. Diese kleineren Pflänzchen sind auf Freiräume angewiesen, aber vor allem auch auf schiere räumliche Erreichbarkeit. Freiräume sind hier in einem

übertragenen Sinn zu verstehen: Ursprünglich galt hier die Generalformel, man müsse sich als öffentliche Verwaltung vor allem tolerant zeigen und aus den entstehenden Projekten heraushalten. Im Zuge der Zwischennutzungsdebatte, die mit ihren vielfältigen Nutzungsformen auf Brachen performative Funktionen erfüllt, hat sich aber an mehreren Stellen gezeigt, dass dies nicht genügt. Performative Ansätze sind auf bestimmte Standortanforderungen angewiesen, und insbesondere ein umständliches Projektmanagement kann alle innovativen Ideen im Keim ersticken. Und die Diskussion um den Projektverbund Mediaspree in Berlin-Friedrichshain wiederum hat gezeigt, dass ein Zuwarten der öffentlichen Hand allein nicht reicht, um bei zunehmendem Entwicklungsdruck mit einer sich abzeichnenden Verdrängung von performativ agierenden Zwischennutzern umzugehen. Sogar ein Image-Schaden für den Immobilienstandort kann die Folge sein.

5 Instrumenteller Wandel und die Rolle der Angebotsplanung

Eine andere Stadtentwicklungspolitik ist also gefordert, eine, die sich der Ansprüche und Potenziale, aber auch der Grenzen performativer Ansätze bewusst ist und diese möglichst geschickt zum Nutzen des Stadtteils oder der Stadt unterstützt oder auch bedarfsgerecht reguliert. Wie eine solche Stadtentwicklungspolitik in Ansätzen aussehen könnte, darauf soll hier abschließend ausblicksartig eingegangen werden.

Bislang werden von der öffentlichen Hand immer wieder Sonderkonstellationen bewusst herbeigeführt, die ein kreatives Milieu in einer Art experimenteller Laborsituation erzeugen wollen. Die IBA Stadtumbau in Sachsen-Anhalt ist ein gutes Beispiel hierfür, doch zeigt die Inflation der IBA-Aktivitäten, wie fragil eine solche Strategie ist, die stets von einer Banalisierung und inneren Entleerung bedroht ist. Im Übrigen handelt es sich hier um eine überörtliche experimentelle Konstellation, die in ähnlicher Form auch im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik erprobt wird. Künftig wird sich jedoch auf kommunaler Ebene entscheiden, wie lebensfähig und in den Stadtentwicklungsalltag verwoben performative Strategien sein werden.

Einen interessanten Weg geht in dieser Richtung das Land Berlin, das angesichts seiner vielfältigen Erfahrungen mit Zwischennutzern, die teilweise ebenfalls durch performative Aktivitäten bekannt geworden sind, nach einem neuen, systematischeren Umgang hiermit sucht. Auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Tempelhof schreibt das Land Berlin nunmehr Flächen zur temporären Nutzung bewusst aus und vergibt sie an die Bewerber mit dem besten Konzept – aber eben auch nur auf Zeit. So soll sichergestellt werden, dass sowohl die besten und innovativsten Ideen zum Zug kommen als auch, dass immer wieder frischer Wind in die Szene hineinkommt und kommerzielle Verflachung vermieden wird.

Diese Beispiele zeigen, dass es gilt, Freiräume für performative Ansätze zu schaffen und dazu die richtigen Akteure zusammenzubringen und in den passenden Räumen aktiv werden zu lassen. Die nötigen Ressourcen können sowohl aus zivilgesellschaftlichen und unternehmerischen Quellen stammen, aber unter Umständen auch aus Teilen der Budgets für Kunst am Bau. Performative Ansätze sollten in diesem Sinne konventionelle Planungsformen ergänzen und mit ihnen frühzeitig abgeglichen werden, um gegenseitige Widersprüche und Konflikte zu vermeiden. Das Methodenrepertoire zur Erkundung ungewisser Zukünfte sollte erweitert werden. Dazu gilt es, die bewährten Analyse- und Planungsmethoden um performative Ansätze auf der künstlerisch-gesellschaftskritischen Ebene zu ergänzen und Stadtentwicklungspolitik auch als den aktiven Einsatz von und den strategischen Umgang mit den Möglichkeiten dieser Me-

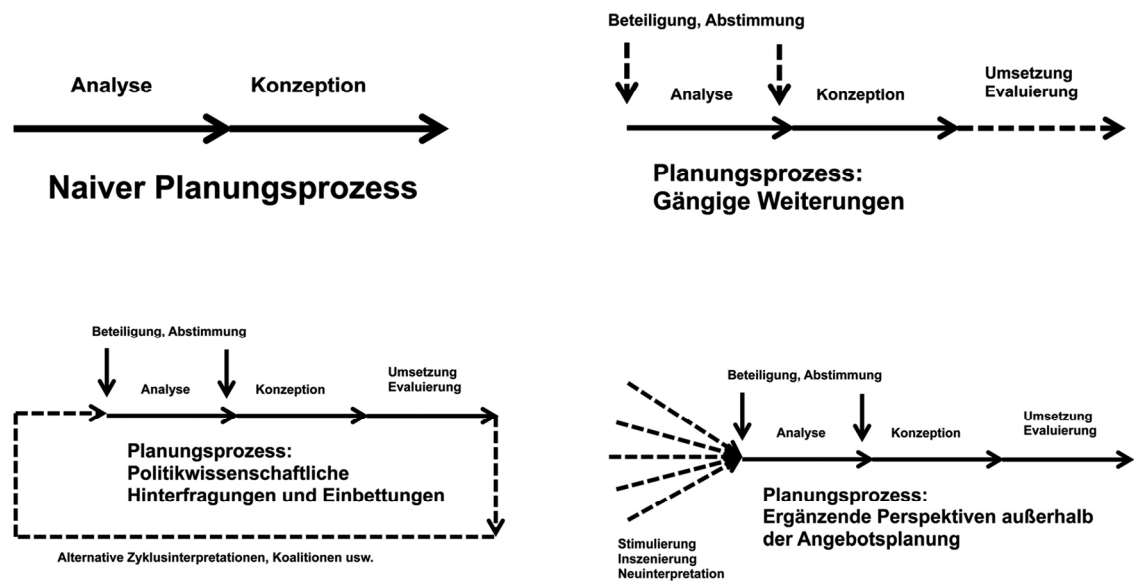
thoden zu verstehen. Wie sich in diesem Zusammenhang die hier dargestellten Ansätze in den breiten Kanon verfügbarer Instrumente einordnen lassen, zeigt Tabelle 1. Sie sollen deutlich machen, dass die Angebotsplanung nicht überflüssig wird, aber um weitere Ansätze ergänzt wird, die es aufgabenadäquat einzusetzen gilt.

Tab. 1: Gängiges Repertoire von planerischen Instrumentenbündeln unter Einbeziehung von performativen Ansätzen

Instrumentenbündel/ planerische Aufgabe	Beispiel	Rechts- status	Charakter	Schlüssel- akteur
Performative Events	Straßen- bespielung	„unterhalb“ der Pla- nung	kurzfristig, explorativ	Szeno- graph
Zwischennutzungen	Wächter- haus	Duldung	übergangs- weise, expe- rimentell	Pionier
Quartiersmanagement	Quartiers- fonds	delegierte Entschei- dung	politisch integrierend	Bewohner
Stadtumbauplan	Rückbau	Vertrag	kommunika- tives Arran- gement	Wohnungs- unterneh- men
Stadtteilrahmenplan	Vorunter- suchung Stadt- erneuerung	informell/ Förder- recht	kommunika- tives Arran- gement	Betroffe- nenrat
Stadterweiterung	Siedlungs- bau	formaler Bauleitplan	Angebots- planung	Raum- planer
Großinfrastruktur	Eisenbahn	Planfest- stellung	langfristige Bindung	Fach- ingenieur

Überlegt man sich, welchen Stellenwert die performativen Ansätze in diesem Zusammenhang innehaben, wird deutlich, dass sie sich ganz wesentlich auf die Schaffung von Voraussetzungen von Planung beziehen – indem sie stimulieren, inszenieren und Raum neu interpretieren. Dies soll Abbildung 6 deutlich machen, die den Weg von den „klassischen“ Verständnissen des Planungsprozesses bis hin zu denen nachzeichnet, die durch performative Ansätze mit vorbereitet werden, in ihrer Umsetzung aber durchaus auf wichtige Ausschnitte des bewährten Instrumentenspektrums setzen.

Abb. 6: Planungsprozessvorstellungen im Wandel



6 Fazit

Im Zusammenhang mit der Analyse performativer Ansätze wurde deutlich, dass diese typische experimentelle Antworten auf die planerischen Herausforderungen der Schrumpfung darstellen. Sie ergänzen das planerische Repertoire sinnfällig, indem sie die Voraussetzungen für erfolgreiche beteiligungsorientierte Planung schaffen können. Als instrumentelle und prozessuale Ergänzung stellt die von ihnen ausgelöste Stimulierung, Inszenierung und Neudeutung eine performative „Schicht“ im Modell von Selle (1995) dar. Der Angebotsplanung kommt dabei weiter die Funktion der Schaffung von Rechtssicherheit zu, aber weniger die eigentliche Steuerungsfunktion in der Stadt- und Regionalentwicklung in Zeiten der Schrumpfung. Dabei haben wir es mit einem Teilrückzug der Planung und einer Rücknahme ihres Problemlösungsanspruchs zu tun.

Für die in diesem Rahmen zu beobachtende erfolgsversprechende Anwendung performativer Ansätze ist eine aktive Schaffung und Bereithaltung von gestalterischen Freiräumen erforderlich, die durch Planungsakteure strategisch, aber unaufwendig gefördert werden sollten. Hierzu wird eine neue Form der interdisziplinären Zusammenarbeit benötigt, die sowohl eine Offenheit auf der politischen Ebene als auch eine stadtentwicklungsplanerische Anschlussfähigkeit künstlerischer Ausdrucksformen voraussetzt. Der hohen Mobilisierungswirkung stehen die Probleme der Vergänglichkeit ihrer Produkte gegenüber, sodass Verstetigungsansätzen eine große Bedeutung zukommt. Gestalterische Potenziale der Ansätze müssen geschickt gehoben werden, um einer Verflachung vorzubeugen. An städtebaulichen Schlüsselorten stellen auch in Schrumpfszeiten performative Ansätze nur eine Ergänzung, aber keinen Ersatz für originäre städtebaulich-gestalterische Interventionen insbesondere der Stadtreparatur dar.

Literatur

- Albers, G. (1993): Über den Wandel im Planungsverständnis. In: RaumPlanung 61, 97-103.
- Altrock, U. (2005): Stadtumbau in schrumpfenden Städten – Anzeichen für ein neues Governance-Modell? In: Arbeitskreis Stadterneuerung an deutschsprachigen Hochschulen (Hrsg.): Jahrbuch Stadterneuerung 2004/05. Berlin, 155-176.
- Altrock, U.; Huning, S.; Peters, D. (2006): Neue Wege in der Planungspraxis und warum aktuelle Planungstheorien unvollständig bleiben. In: Selle, K. (Hrsg.): Planung neu denken. Band 1: Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte, Theorien, Impulse. Dortmund, 248-263.
- Apuzzo, F.; Maier, J. (Hrsg.) (2008): Acting in public. RaumlaborBerlin im Gespräch. Berlin.
- Bischoff, A.; Selle, K.; Sinning, H. (1995): Informieren, Beteiligen, Kooperieren. Kommunikation in Planungsprozessen. Eine Übersicht zu Formen, Verfahren, Methoden und Techniken. Dortmund.
- BMVBS – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hrsg.) (2010): Stadtquartiere für Jung und Alt – eine Zukunftsaufgabe. Ergebnisse aus dem ExWoSt-Forschungsfeld „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“. Dokumentation der Modellvorhaben. Berlin. = Werkstatt: Praxis 71.
- Doderer, Y.P. (2008): Andere Städte für ein anderes Leben – Kunst und Kultur als urbane Interventionen. In: IBA-Büro GbR (Hrsg.): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 7: Interventionen. Dessau, 28-33. = Edition Bauhaus 28.
- Healey, P. (1997): Collaborative planning: shaping places in fragmented societies. Basingstoke.
- Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und industrielle Landschaft der Technischen Universität München (Hrsg.) (2009): Learning from Duisburg Nord. München.
- Lewitzky, U. (2005): Kunst für alle? Kunst im öffentlichen Raum zwischen Partizipation, Intervention und Neuer Urbanität. Bielefeld.
- Lütke Daldrup, E.; Doepler-Behzadi, M. (Hrsg.) (2004): PlusMinus Leipzig 2030. Stadt in Transformation. Wuppertal.
- Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hrsg.) (2010): Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen. Berlin.
- Schild, M. (2005): Verschwindendes. Temporäre Installationen in der Landschafts- und Freiraumplanung. Ein Beitrag zur Diskussion. Hannover. = Beiträge zur räumlichen Planung 79.
- Selle, K. (1995): Phasen oder Stufen? Fortgesetzte Anmerkungen zum Wandel des Planungsverständnisses. In: RaumPlanung 71, 237-242.
- Trapp, J. (2012): Temporäre, urbanistische Interventionen zwischen Kunst, Partizipation und Stadtentwicklung. Unveröffentlichte Masterarbeit an der Universität Kassel.
- Willinger, S. (2005): Leerstand als Möglichkeitsraum. Urbanistische Strategien zur Revitalisierung in den Innenstädten. In: Informationen zur Raumentwicklung 6, 397-407.

Autor

Uwe Altrock, *1965, Dr.-Ing., BauAss, Dipl.-Ing. Stadt- und Regionalplanung, Dipl.-Math., Professor für Stadtumbau und Stadterneuerung an der Universität Kassel, Mitherausgeber des Jahrbuchs Stadterneuerung und der Buchreihe Planungsrundschau.